

Künstlertypen

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Verfasser unterscheidet einen Irredentismus alten Stils unter der Leitung hauptsächlich Ricciotti Garibaldi's; diese Heißsporne würden am liebsten heute noch durch einen raschen Krieg das Problem gelöst sehen, sind aber dabei in so „knabenhaften und widerspruchsvollen“ Ideen befangen, dass sie im Parlament gegen das Heeresbudget stimmen. Das offizielle Italien verhält sich diesem Irredentismus gegenüber ablehnend und greift gegen seine Ausschreitungen ein. Die neuere Art des Irredentismus hofft durch Befestigung der Großmachtstellung Italiens, durch Verbesserung von Armee, Marine und Diplomatie soweit zu gelangen, dass ihr eines Tages bei einer Neuordnung der europäischen Verhältnisse das „Trentino“ als reife Frucht in der Schoß falle. Die Kampfweise beider Gruppen besteht in der Gründung einer unendlichen Zahl italienischer Vereine, die in den italienischen Teilen Österreichs ihre Zweigniederlassungen haben. (Wo solche in der Schweiz bestehen, haben sie zwar bis heute nur italienische Staatsangehörige als Mitglieder zu werben gewusst, wie aus einem Diskussionsabend in „Wissen und Leben“ sicher hervorzugehen schien.)

Viel wichtiger als der Nachweis, dass weder Triest noch Welschtirol jemals von irgend einem Teil des heutigen Italiens geschieden worden sind, sind jene Erörterungen, aus denen hervorgeht, dass beide Gebiete wirtschaftlich auf Österreich angewiesen sind und von ihm getrennt verarmen müssten. Ähnliches könnte auch vom Kanton Tessin gesagt werden, der mit Italien vereinigt nur ein weiteres armes italienisches Alpental würde.

Wie die Alldeutschen in Deutschland sind die Irredentisten in Italien nach einem alten Wort vor allem dazu da, ihre Regierungen in Unangelegenheit zu bringen. Sie sind eine stete Gefahr für das gute Einvernehmen zwischen Österreich und Italien, für den Dreibund, unter dessen Fittichen Italien seinen großen wirtschaftlichen Aufschwung gedeckt hat. Sie tragen auch die Schuld, dass man trotz den Friedensschalmeien von Bundesrat Forrer heute noch in der Schweiz Italien als den Feind schlechthin ansieht und ihm noch lange mit dem größten Misstrauen begegnen wird. Hervorragende italienische Politiker haben wiederholt ihrem Zorn gegen die Irredentisten Luft gemacht; Giolitti und Crispi haben sie für Vaterlandsfeinde erklärt. Man hüte sich also, sagt der Verfasser in seiner schlichten, kühlen Art, in jedem Italiener den Irredentisten zu sehen. Er empfiehlt die Gründung „italienisch-österreichischer Freundschaftskomitees“, wie solche auch zwischen Deutschland und Frankreich bestehen (*John Grand-Carteret* wird am 3. Februar im Kreise von „Wissen und Leben“ über ein solches, das den Namen „Pour se mieux connaître“ trägt, sprechen), und wie sie vielleicht auch zur Anbahnung besserer Verhältnisse zwischen der Schweiz und Italien in Erwägung gezogen werden könnten.

A. B.



KÜNSTLERTYPEN

LEO SAMBERGER

Ein Schüler Lenbachs, doch kein Großist, der mit brauner Sauce und eleganten Strichen Photographien übermalt und sich zur Regel macht, durch einen Blitz in dem einen Auge Leben in die Bude zu bringen. Kraft, Männlichkeit, starkes Helldunkel unterscheiden ihn von dem Lehrer; ein Prunken mit kühnen Pinselstrichen am Rand herum, ein gewisser „Schick“ — Wort

und Sache stehen heute gering im Kurs — hält ihn mit ihm zusammen. Farbe hat er nicht; auch nicht genügend für einen Bildnismaler. Er gibt zwar einen Fleischton, bleifarbig mit blauen Reflexen; bei den beiden Modellen, die ich genau in der Erinnerung habe, bei A. Welti und W. Lehmann ist er aber entschieden falsch, bei einem Erzbischof gespenstig leichenhaft. Der Blick Sambergers für das Besondere und Unterscheidende eines Kopfes ist verblüffend sicher: er freut sich aber dessen zu sehr und übertreibt; das führt ihn auf zwei Abwege: zur Überplastik und zur Fastkarikatur. Bei Albert Welti wollte er den Moment jenes merkwürdigen Lächelns festhalten, das freudiges Erfassen einer Beobachtung und unendliche Güte ausdrückte; ein faunisches Grinsen kam heraus. Ein Hang zu Theatralik, der auch im Selbstbildnis — immer wieder dasselbe Selbstbildnis — herauskommt. Kein Alter, kein Moderner, kein Impressionist, kein Beherrscher der Linie, und doch ein ganzer Kerl, an dem man seine Freude haben kann.

IGNACIO ZULOAGA

Zuloaga, der neben Samberger Gast der Münchener Wintersezessionsausstellung ist, ist hier in angenehmerer Nachbarschaft als vor zwei Jahren in Rom, wo ihn sein Landsmann Anglada nicht aufkommen ließ.

Zuloaga wird zu Unrecht als Nachfolger von Velasquez bezeichnet. Bei Velasquez steht das Raumproblem immer im Vordergrund; bei Zuloaga steht keine Luft zwischen Figur und Wand; wenn die Figur ist, wie sie soll, wird der Rest der Bildfläche mit irgend etwas zugestrichen, dass sie sich gut abhebe; was ist gleichgültig, schwarze Gewitterwolken oder eine graphisch — also nicht im Stil der Figuren — behandelte Landschaft. Sichere Momentaufnahmen von abnormer Mimik — eine der Töchter des „Onkel Daniel“ lacht mit suggestivem Naserümpfen — macht ihm nicht so leicht einer nach. Auch die Darstellung der Materie grenzt ans Geheimnisvolle. Durch Schminke und Puder leuchtet das braune spanische Inkarnat; die „Celestina“ besonders ist ein Bild, wo ein so herausgeschminkter Kopf mit einem abgelebten und doch abenteuerlustigen Körper und einem ganz herrlich gemalten Theatermantel in Kontrasten schwelgt. Fein gemusterte Gewebe behandelt Zuloaga mit einer Liebe, die zur Vernachlässigung des Hintergrunds und anderer Bildteile in merkwürdigem Gegensatz steht; doch ist die Darstellung mehr kunstgewerblich als malerisch; an den Effekten von Faltenwurf und Licht ist ihm wenig gelegen. Stofflich liebt er das Grässliche; ein Stierkämpfer mit grausig-traumhaftem Blick reitet auf einer alten Mähre von Schimmel heim, die aus dutzenden von Wunden ein himbeerrotes Blut verliert. In der Komposition zieht Zuloaga das Mätzchen, manchmal ein fast geniales Mätzchen, dem festen Aufbau vor. Wie Samberger gehört er zu keiner Schule und schwört auf keine Theorie. Das Ausdrucksvermögen in Körper und Gesicht, die starke, persönliche Farbe, die kühne Mischung von Wirklichkeit mit Phantastik machen ihn aber zu einem der bedeutendsten Maler weniger des kommenden als des dahingehenden Zeitalters.

FELIX VALLOTTON

Seit Vallotton als kaum Zwanzigjähriger mit dem sichern Können eines alten Akademieprofessors das Bildnis jenes alten Manns gemalt hat,

das im Zürcher Kunsthaus hängt, hat er keinem Tag ein „Verweile doch!“ zugerufen. Wenn man je geglaubt hat, sich den Typus Vallotton festgelegt zu haben, hat er sich schon wieder neue Stoffe und neue Darstellungsweisen angeeignet. Und hat sich doch immer von allen Extremen und Bluffern ferngehalten; hat auch nie in auffallenden technischen Mittelchen sein Heil gesucht.

Heute zeigt er im Zürcher Kunsthaus, wie man nach den hundert Manieren, in denen schon Landschaften gemalt worden sind, eine weitere Art der Landschaftsmalerei aufstellen kann, die ganz selbstverständlich und fast als klassisch erscheint. Sie geht nicht vom Zerlegen der Erscheinung in einzelne Licht- und Farbpunkte aus, wie die Impressionisten zu tun pflegten, sondern von einem großen Zusammenfassen der Form, von einer plastischen Ausbildung des Raumes. Man kann sagen, dass Vallotton vor den Kubisten das Resultat, das aus dem Kubismus nach seiner Abklärung zu erwarten ist, erfasst hat. Bei der dürren Sachlichkeit des Calvinisten, die alles, was nach Bravour und flotter Mache aussieht, meidet, die nicht nach Behagen, Geschmack oder Begeisterung frägt, ist aber doch die ganze Poesie — oder ist das Wort schon zu viel? — des Lichts über seine Landschaften ausgegossen. Ein Weg führt ganz hinten aus dem Bild direkt gegen den Beschauer; goldiges Frühlingslicht ruht auf seinem roten Sande und den Büschen zu seiner Seite. Und so schwierig diese perspektivische Wirkung ist, sie ist ganz überzeugend gelöst. Wie denn überhaupt Vallotton an nichts anderes zu sinnen scheint, als unglaubliche Schwierigkeiten aufzusuchen und bei ihrer Lösung zu zeigen, dass er alles zu meistern versteht. Was wird er uns wohl das nächste mal bringen, wenn er seine Werke in Zürich sehen lässt?

ZÜRICH

ALBERT BAUR

KURZE ANZEIGEN

Ein Buch, das, trotzdem es einen Schweizer zum Verfasser hat und in der Schweiz herauskam, bei uns viel weniger Beachtung fand als überall im Ausland, ist dasjenige von *Dr. Max Bächler* über den *Kongostaat Leopolds II.* Und doch findet man darin eine Fülle wissenswerter Dinge, nicht nur für den Kolonialpolitiker und den Kaufmann, sondern auch für den Historiker. So die Geschichte jener Gegenden seit den ersten Entdeckungsfahrten der Portugiesen bis zu den mit dem Reklametamtam in Szene gesetzten Fahrten Stanleys mit wichtigen Mitteilungen über die ältere, durchaus nicht tief stehende Kultur der Kongoneger; so eine Entwicklungsgeschichte des Kongostaates und eine Würdigung Leopolds II., dieses verkanntesten aller modernen Könige, der besser in die Renaissance als in unser philisterhaftes Zeitalter hineingepasst hätte. Das alles ist nüchtern, sachlich und glaubwürdig, aber durchaus nicht im ungenießbaren wissenschaftlichen Stil geschrieben; besonders fesselnd sind kritische Ausführungen über Gegenstände, von denen man mehr Irrtum als Wahrheit kennt, wie die Reisen Stanleys. Der erste Band des Werkes ist letztes Jahr im Verlag Rascher in Zürich erschienen; wer ihn gelesen hat, ist voller Erwartung für den zweiten, der bald herauskommen soll.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telefon 7750